

Von der zeitlichen Dauer der Gegenstände

Von Edmund RUNGALDIER (Innsbruck)

Einleitung

Was meinen wir, wenn wir sagen, daß Gegenstände in der Zeit fortdauern, oder wenn wir behaupten, daß sie eine Dauer haben, die sich über längere Zeitabschnitte erstreckt? Worin besteht die Dauer, auch „Kontinuität“ oder „Persistenz“ genannt, von Gegenständen, die zu irgendeinem Zeitpunkt „anfangen“ und zu einem späteren „aufhören“ und zwischen diesen Zeitpunkten kontinuierlich weiterexistieren? Wenn wir hier nach der Dauer in der Zeit fragen, so tun wir das im Rahmen der neueren ontologischen Diskussion, wie sie vornehmlich unter analytisch geprägten Philosophen geführt wird. Der Essay versteht sich als zur sogenannten analytischen Ontologie gehörig.

Methodisch werden in den folgenden Ausführungen epistemische oder transzendentalphilosophische Fragestellungen ausgeklammert. Gefragt wird nicht nach der Gegenstandskonstitution in der Kantischen oder sprachanalytischen Tradition, sondern lediglich nach der Sinnhaftigkeit des Versuchs, anhand der vier-dimensionalen Raum-Zeit die zeitliche Dauer aller Arten oder Kategorien von Gegenständen auf etwas Grundlegenderes zurückzuführen. Der zu diskutierende Versuch deutet die materiellen Dinge als in der Zeit „ausgedehnt“ und so aus „zeitlichen Teilen“ bestehend. Hier soll die These vertreten werden, daß dieser Versuch trotz einer gewissen anfänglichen Plausibilität letztlich nicht als erfolgreich angesehen werden kann, wobei die Kritik nicht den Anspruch erhebt, eine alternative Erklärung der Dauer in der Zeit bieten zu können.

Die vier-dimensionale Raum-Zeit hat sich in den positiven Wissenschaften bewährt. Wir sollten uns aber nicht von vornherein zu sehr von den wissenschaftlichen Einstellungen bestimmen lassen. Sich zu weigern, über die gegenwärtige wissenschaftliche Einstellung hinauszugehen, kann unter Umständen echten Forschergeist sogar hemmen. Dementsprechende Philosophien können u. U. zu weltfremden Ergebnissen führen. Könnten wir uns nicht mit Brennan¹ fragen, ob die philosophische Position Quines, derzufolge in der Zeit fortdauernde Gegenstände aus „zeitlichen Teilen“ aufgebaute theoretische Konstrukte sind, nicht den Realitätssinn bereits verloren hat?

¹ A. Brennan, *Conditions of Identity* (Oxford 1988) 4.

Zeitliche Dauer und verschiedene ontologische Kategorien

Für verschiedene Ontologen, vornehmlich für jene, die sich der empiristischen Tradition verpflichtet fühlen, besteht das Ideal ihrer Arbeit in der Rückführung oder Reduktion der Vielfalt der Arten des Existierenden auf eine möglichst einfache und einheitliche Basis mit Gegenständen nur einer Art. Diese sollen die grundlegenden Entitäten sein. Unabhängig von der Frage, wie weit es möglich ist, alles auf eine einheitliche, aus Gegenständen nur einer Art bestehende Basis zu reduzieren oder nicht, soll hier zunächst auf die Vielfalt des Existierenden eingegangen werden.

In unserem Sprechen über die Wirklichkeit unterscheiden wir zwischen dem, was wir aussagen, und dem, wovon wir es aussagen. Wenn wir überzeugt sind, daß unsere Aussagen wahr sind, so sagen wir, daß das, was wir durch sie aussagen, auf das zutrifft, wovon wir es aussagen, oder daß es ihm zukommt. Was auf etwas anderes zutrifft oder ihm zukommt, besitzt eine Art Unvollständigkeit, von Frege auch „Ungesättigtheit“ genannt. Was also ausgesagt oder prädiiziert wird, hat demnach nicht den Status eines eigentlichen oder vollständigen Gegenstandes. Wir wollen daher die Gegenstände in gesättigte oder vollständige und ungesättigte oder unvollständige einteilen.

Bereits diese Unterteilung ist umstritten. Ist das, was prädiiziert wird, eine eigene ontologische Art von Existierendem oder nicht vielmehr der sprachliche Ausdruck selbst? Ist das, was auf Gegenstände zutrifft, etwas Ontologisches oder nicht vielmehr das Prädikat selbst, das in wahren Aussagen vorkommt? Wenn eine einheitliche Ontologie angepeilt wird, muß überlegt werden, wie die erwähnte Zweiteilung überwunden werden kann. Dazu braucht es eine entsprechende Prädikationstheorie, durch die aufgezeigt wird, daß die Prädikation nur das voraussetzt, wovon prädiiziert wird, und nicht auch etwas Zweites, das Prädiizierte in einem ontologischen Sinn, das zu den sprachlichen Prädikatausdrücken noch hinzukäme.

Gesättigte Gegenstände sind *konkret*, sofern sie in Raum und Zeit vorkommen und daher lokalisierbar sind. Sie werden auch „particulars“ oder „individuals“ genannt. Die ungesättigten sind hingegen *abstrakt* und können somit an verschiedenen Stellen als realisiert oder verwirklicht vorkommen. Sie sind Eigenschaften, auch „Attribute“ genannt, und Relationen. Ohne particulars, denen sie zukommen, bzw. ohne particulars, zwischen denen sie bestehen, können sie nicht real sein. Sie werden gelegentlich auch „Universalien“ genannt, obwohl der Terminus sehr vorbelastet ist und u. U. mit extremen ontologischen Positionen assoziiert wird, die nicht haltbar sind.

Zu den particulars sind einfache und komplexe Objekte oder Dinge, aber auch *Ereignisse* zu rechnen. Ereignisse sind zwar keine Objekte, aber in Raum und Zeit lokalisierbar. Auch sie haben somit etwas Individuelles an sich.² Sie können

² Vgl. U. Meixner, Eine Systematisierung ontologischer Positionen, in: Veröff. Joachim Jungius-Ges. Wiss. 61 (Hamburg 1989) 148.

gewissermaßen wie Sachverhalte bestehen oder nicht bestehen. Ganz bestimmte Unfälle oder Kriege hätten geschehen können, obwohl sie aufgrund verschiedener Vorkehrungen nicht geschehen sind. In einem gewissen Sinn können wir somit auch von nicht bestehenden Ereignissen sprechen. Von nicht existenten Dingen zu sprechen ist hingegen wesentlich problematischer.

Bestehende Ereignisse, die auch als „*Geschehnisse*“ bezeichnet werden, setzen in der klassischen, aristotelischen Ontologie aktuelle Objekte voraus. Ontologisch primär ist in dieser Tradition immer das Aktuelle, so daß die Rede von nicht bestehenden Ereignissen nur vor dem Hintergrund von Geschehnissen möglich ist. Moderne Ontologien weichen z.T. ganz erheblich von der aristotelischen ab. Die erwähnten ontologischen Prioritäten und ontologischen Abhängigkeitsbeziehungen müßten daher besprochen werden. In diesem Zusammenhang ist aber lediglich die Einteilung und die Charakterisierung einiger alltäglicher ontologischer Kategorien von Relevanz.

Wie sieht es nun mit der *Dauer* (Kontinuität, Persistenz) in der Zeit aus? Welchen Gegenständen oder welchen ontologischen Kategorien soll Dauer zugeschrieben werden und wenn ja, in welchem Sinn? Abstraktem oder Allgemeinem kann keine Dauer in der Zeit zugeschrieben werden, da es per definitionem außerhalb der Zeit ist. Nicht realisierte Attribute oder Universalien haben keine zeitliche Dauer. Vor einem philosophisch realistischen Hintergrund sind sie ewig, ohne Anfang und Ende. Vor einem gemäßigeren oder konzeptualistischen Hintergrund haben sie allerdings einen Anfang in der Zeit. Sie entstehen durch den Vorgang der Abstraktion. Trotz Anfang in der Zeit wäre es aber sinnlos, von ihrer kontinuierlichen Existenz in der Zeit zu sprechen und zu fragen, was für ihre zeitliche Kontinuität ausschlaggebend ist oder wie sie als Attribute oder Universalien im Laufe der Zeit sie selber bleiben können.

Zeitliche Dauer kommt sehr wohl den Ereignissen und – in einem grundlegenden Sinn – den Geschehnissen zu, da diese *aktual* sind. Geschehnisse haben einen zeitlichen Anfang und ein zeitliches Ende. Ihre zeitliche Dauer erstreckt sich zwischen diesen zwei Zeitpunkten. Von Geschehnissen (occurents) können wir sogar sagen, daß sie eine zeitliche „Ausdehnung“ in dem Sinn haben, daß wir zwischen ihren zeitlichen Abschnitten klar unterscheiden können. Ein Fußballspiel z.B. hat zwei Halbzeiten und eine Zwischenpause; ein Eishockeyspiel hingegen drei Spielabschnitte und zwei Zwischenpausen. Wir können also von zeitlichen Teilen der Ereignisse sprechen: Relativ zur jeweiligen Art des Ereignisses sind gewisse zeitliche Teile wesentlich und andere unwesentlich. Für Taufzeremonien sind jene Teile wesentlich, in denen die Worte gesprochen werden „Ich taufe dich...“ Ereignisse gewisser Arten können länger oder kürzer dauern, ohne ihre Identität als Ereignisse ihrer Art zu verlieren, wie Gewitter, Kriege oder sonstige Katastrophen. Ereignisse anderer Arten wiederum müssen immer gleich lang dauern wie z.B. Fußballspiele. Hier interessieren uns nicht die Details dieser Aspekte, wohl aber die Feststellung, daß Ereignisse Dauer und entsprechende zeitliche Abschnitte oder Teile haben.

Ob die Objekte und Dinge Dauer im Sinne einer zeitlichen „Ausdehnung“ haben, ist hingegen fraglich und dementsprechend umstritten. Sollte ihnen gleicher-

maßen wie Ereignissen zeitliche Dauer zukommen, so müßten sie nämlich auch zeitliche Teile haben. Dadurch, daß sie zu existieren anfangen, im Laufe ihrer Geschichte kontinuierlich weiterexistieren bis zu ihrem zeitlichen Ende, ist zwar klar, daß die Rede von zeitlichen Phasen sinnvoll ist. Diese Phasen scheinen aber anderer Art zu sein als die zeitlichen Teile oder Abschnitte von Ereignissen. Eine Person ist in ihrer Jugend dieselbe Person, die sie in ihrem Alter ist. Was in ihrer Jugend gegeben ist, scheint nicht lediglich ein Teil von ihr, sondern sie selbst zu sein. Der Anfang eines Autounfalls hingegen ist wirklich erst der Anfang und noch nicht der ganze Unfall. Noch augenscheinlicher wird der Unterschied im Fall von Handlungen. Die ersten Phasen einer Handlung sind lediglich Teile der ganzen Handlung, wohingegen die ersten Phasen eines Autos oder einer Person nicht nur Teile sind. Sobald das Auto konstruiert ist und somit zu existieren anfängt, scheint das ganze Auto dazusein. In diesem Essay werden wir uns daher hauptsächlich mit der Frage der Dauer von Dingen zu befassen haben.

Zeitliche Einheit und Referenz

Die sprachlichen Akte, durch die wir uns auf Gegenstände in der Welt beziehen, um von ihnen verschiedenes auszusagen, heißen auch „referentielle Akte“, und die Beziehung zwischen den Ausdrücken, durch die wir referieren, und den Gegenständen, auf die wir durch deren Verwendung referieren, heißt auch „Referenz“. Wenn wir auf die uns vorgegebene Wirklichkeit referieren, so greifen wir Gegenstände aus ihr heraus, die gewisse *Einheiten*, wenn auch relativ zu verschiedenen Kategorien auf verschiedene Art, bilden. Wenn es aber Einheiten oder Ganze sind, so bestehen sie aus Teilen. Auch von Teilen spricht man aber je nach ontologischer Kategorie verschieden.

Objekte scheinen auf jeden Fall zunächst aus räumlichen Teilen zu bestehen, Ereignisse hingegen aus zeitlichen. Wenn wir singuläre Terme wie Eigennamen, Kennzeichnungen oder auch „indexicals“ wie „dieses“ oder „jenes“ referentiell verwenden, so sind sie für uns und unsere Hörer – vorausgesetzt, sie verstehen uns – immer gekoppelt mit einem sogenannten sortalen Term (sortal), durch den die Einheit des Referenzgegenstandes ausgedrückt oder bestimmt wird, d. h. jenes Gegenstandes, auf den wir referieren. Selbst Eigennamen müssen indirekt gekoppelt sein mit sortalen Termen, durch die die Art oder Sorte ihrer Träger festgelegt ist. Wer den jeweiligen Eigennamen für sich privat mit einem anderen sortal koppelt, kann im entsprechenden referentiellen Akt nicht erfolgreich sein.³ Wenn wir durch indexicals auf etwas Bezug nehmen, wofür der sortale Ausdruck nicht klar ist, so ist die „deixis“ selbst unklar. Was soll das sein und wie weit erstreckt es sich, worauf durch die konkrete Verwendung von „dieses“ Bezug genommen wird? Durch die explizite Angabe des meistens implizit aufgrund von pragmatischen Umständen verstandenen sortalen Ausdrucks kann die Unklarheit

³ Vgl. E. Runggaldier, *Zeichen und Bezeichnetes* (Berlin/New York 1985) 95–100.

behalten werden. Durch „dieser Mensch“ oder „dieser Tisch“ wird explizit angegeben, was von der Umwelt durch die „deixis“ herausgegriffen werden soll.

Durch den sortalen Term sind die Bedingungen festgelegt und ausdrückbar, die für die Einheiten, die unter ihn fallen, ausschlaggebend sind. Die Bedingungen heißen auch „Identitätsbedingungen“, da durch sie festgelegt ist, wie und wann eine Einheit aufhört und eine andere derselben oder einer anderen Art beginnt. Die Art der Bedingungen variiert von ontologischer Kategorie zu Kategorie. Mit den Identitätsbedingungen hängt die Verwendung der Ausdrücke zusammen wie „derselbe wie...“, „verschieden von...“, „dasselbe Exemplar oder Vorkommnis wie...“, „ein anderes als...“ usw. Die Verwendung dieser Ausdrücke spiegelt wider, was in den Augen der Sprecher und Hörer ausschlaggebend ist für die Bildung oder Identifizierung von particulars und für ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Art. Im Falle von Dingen scheint die räumliche Dimension mit der räumlichen Einheit eines particulars, im Falle von Ereignissen hingegen die zeitliche Dimension mit der entsprechenden zeitlichen Einheit im Vordergrund zu stehen.

Sprechen wir über particulars in der Kategorie der Dinge, so interessiert uns zunächst hauptsächlich ihre räumliche Einheit: Aus welchen räumlichen Teilen bestehen sie, und wie sind diese zusammengefügt, um Einheiten als Dinge der betreffenden Art oder Sorte zu bilden? Wann sie entstehen und wie viele zeitliche Phasen sie bereits hinter sich haben oder haben müssen, um Einheiten ihrer Art sein zu können, ist zwar relativ zu bestimmten Zielsetzungen auch wichtig, aber für die Referenz auf räumliche Dinge im allgemeinen und somit für ihre vordergründige Identifizierung zunächst sekundär.

Sprechen wir aber über Ereignisse, so scheint uns zunächst hauptsächlich die zeitliche Einheit für ihre Identifizierung relevant. Wann und wie sie anfangen und aufhören, welche zeitlichen Teile für sie wesentlich sind, scheint für den Erfolg der referentiellen Akte zunächst bedeutsamer zu sein als ihre räumliche Einheit. Die sortalen Ausdrücke, die für die referentiellen Akte auf Ereignisse und daher für die Identifizierung der Einheiten in dieser Kategorie erforderlich sind, vermitteln zunächst Identitätsbedingungen im zeitlichen Sinn. Von einer Vielfalt oder Verschiedenheit von Ereignissen ein und derselben Sorte oder von denselben Ereignissen, die immer wiederkehren, können wir nur sprechen, wenn wir die zeitliche Dimension ihrer Identität mitberücksichtigen. Durch die sortalen Ausdrücke für Ereignisse ist festgelegt und ausgedrückt, aus welchen zeitlichen Teilen die einzelnen Ereignisse bestehen oder bestehen müssen und welche zeitlichen Teile aufgrund welcher Zusammenhänge einheitliche Ereignisse abgeben.

Wenn wir über Gegenstände in der Welt sprechen, so referieren wir auf sie, insofern sie Einheiten sind. Vor dem Hintergrund einer empiristischen Epistemologie wird zwar ihren einzelnen Teilen der Vorrang eingeräumt, insofern aus ihnen die Dinge und Ereignisse unserer Lebenswelt erkenntnismäßig konstruiert werden. Selbst vor einem derartigen Hintergrund wird aber die Referenz sprachlicher Ausdrücke vorwiegend so gedeutet, daß durch referentielle Ausdrücke auf die Gegenstände in ihrer Einheit oder Ganzheit referiert wird und nicht auf irgendwelche Bestandteile, aus denen in einem zweiten Schritt die Einheiten erst

gebildet würden. Die epistemische These, daß die Erkenntnis von durchschnittlichen particulars unserer Lebenswelt aus der Wahrnehmung einzelner Sinnesempfindungen konstituiert wird, muß nicht Hand in Hand gehen mit der These, daß auch die Referenz so funktioniert. Was vor dem Hintergrund des Empirismus zum Durchbruch kommen kann, ist allerdings die These der empirischen Undeterminiertheit oder Unbestimmtheit der Referenz und somit der Konstituierung der Einheiten.⁴ Die Identitätsbedingungen, die wir in unserem alltäglichen Sprechen mit sortalen Ausdrücken koppeln, müssen nicht für alle Durchschnittssprecher dieselben sein, und durch empirische Untersuchungen allein sind sie nicht eindeutig und klar bestimmbar. Eine gewisse Unbestimmtheit der Referenz bleibt nach Quine auch für die eingespielten Sprecher ein und derselben Sprechergemeinschaft bestehen.⁵

Im Bereich der Dinge scheint die Unbestimmtheit und Unsicherheit im Umgang mit den sortalen Ausdrücken und den mit ihnen gekoppelten Identitätsbedingungen für die zeitlichen Einheiten eine größere als für die räumlichen zu sein. Betrachten wir zunächst einzelne Exemplare ganz vertrauter Lebewesen wie einzelne Katzen oder Hunde. Wenn wir auf derartige Tiere referieren, so können wohl lediglich unter Philosophen Zweifel darüber auftauchen, was alles zu einem Exemplar derartiger Tiere in einem räumlichen Sinn zu zählen ist und was nicht. Im Fall von normalen, uns vertrauten organischen Einheiten scheint es keine Probleme zu geben in der Feststellung, welche Teile in einem räumlichen Sinn im jeweiligen Augenblick zum Lebewesen gehören und welche nicht.

Mit der Frage nach den zeitlichen Einheiten tun wir uns aber insofern nicht so leicht, als nicht immer klar ist, worauf oder auf welche Einheit wir referieren. Die mit den sortalen Ausdrücken gekoppelten Identitätsbedingungen scheinen nämlich unter der zeitlichen Rücksicht wesentlich unbestimmter. Wenn wir über eine bestimmte Katze sprechen, sprechen wir da über die Katze von ihrer Geburt bis zu ihrem Tod oder lediglich über die Katze in ihrer Gegenwart? Wir haben gesehen, daß es problematisch ist, von der Dauer von Dingen so zu sprechen wie von der Dauer von Ereignissen. Aber auch die Dinge entstehen und existieren fort, bis sie sich wieder auflösen und somit zu existieren aufhören. Worauf beziehen wir uns nun, wenn wir über derartige particulars sprechen? Auf die Dinge in ihrer ganzen zeitlichen Einheit oder nur auf ihre augenblicklichen Phasen oder auf Phasen einer gewissen zeitlichen Länge? Was sind die particulars, über die wir sprechen, was sind m. a. W. die Subjekte unserer alltäglichen Prädikationen: die particulars in ihrer zeitlichen Ganzheit oder nur Ausschnitte, die dann in Analogie zu Ereignisteilen als „zeitliche Teile“ zu bezeichnen wären?

Der Unterschied im Bestimmtheitsgrad der Referenzobjekte im räumlichen und zeitlichen Sinn spiegelt den Unterschied wider zwischen den Gegebenheitsweisen der zwei Arten von Einheiten. Die räumlichen Teile der herausragenden alltäglichen particulars, der Lebewesen, sind empirisch zugänglicher als ihre zeit-

⁴ W. v. O. Quine, *Word and Object* (Cambridge/Mass. 1960) Kap. II.

⁵ W. v. O. Quine, *Ontological Relativity and Other Essays* (New York/London 1969) 46 ff.

lichen Phasen. Es scheint nicht möglich zu sein, in der gleichen Weise von räumlichen und zeitlichen Teilen zu sprechen. Von den zeitlichen sind nämlich immer nur die augenblicklichen, diejenigen, die im Jetzt vorkommen, empirisch gegeben. Die vergangenen sind nicht mehr und die zukünftigen sind noch nicht. Aktual gegeben ist lediglich Gegenwärtiges. Die Daten, die mir im Gedächtnis gegeben sind, sind nicht zu verwechseln mit den Daten, die mir in der Vergangenheit als gegenwärtig gegeben waren. Die Tatsache, daß mir ein particular in der Kategorie der Dinge nicht in seiner ganzen zeitlichen Einheit gegeben sein kann, ist aber zunächst noch kein Grund, um anzunehmen, in den referentiellen Akten bezöge ich mich immer nur auf einzelne Phasen, die unabhängig vom Ganzen als Referenzobjekte fungieren und somit als „echte Teile“ zu bezeichnen wären. In Analogie zu dem, was zu den räumlichen Einheiten gesagt wurde, soll unterschieden werden zwischen der epistemischen Konstruktion einer Einheit aus einzelnen Teilen in einem empiristischen Sinn und der Referenz auf eine bereits konstruierte oder vorhandene Ganzheit.

Ein weiterer Grund für die Problematik der zeitlichen Einheit von Dingen und ihrer Unbestimmtheit im Zusammenhang mit der Frage nach den referentiellen Akten ergibt sich aus den sogenannten diachronen Identitätsaussagen. „Diachron“ heißen jene Identitätsaussagen, durch die die Identität eines Gegenstandes zu einem bestimmten Zeitpunkt oder in einer bestimmten zeitlichen Phase mit einem Gegenstand zu einem anderen Zeitpunkt oder in einer anderen zeitlichen Phase behauptet wird. Im Unterschied dazu heißen Identitätsaussagen „synchron“, wenn durch sie von Gegenständen behauptet wird, daß sie zu ein und demselben Zeitpunkt miteinander identisch sind. Intuitiv neigt man dazu, das Leibnizsche Prinzip der Übereinstimmung aller Eigenschaften des Identischen für synchrone, nicht aber für diachrone Identitätsaussagen gelten zu lassen: Es ist klar, daß, wenn auch der erwachsene Peter identisch ist mit dem kleinen Peter, der mit mir die Schulbank drückte, der Großteil seiner jetzigen Eigenschaften verschieden ist von den damaligen. Die Referenz von „erwachsener Peter“ und „kleiner Peter“ wird von manchen so verstanden, daß man sich durch diese Ausdrücke lediglich auf zeitliche Phasen des einen Peter, die im Sinn der obigen Unterscheidung als echte Teile angesehen werden müßten, und nicht auf den ganzen Peter in seiner zeitlichen Einheit bezieht. Wenn dem so ist, so erhebt sich die Frage, um welche Identität es sich dabei handelt. Volle Identität kann es nicht sein, weil die Phasen, als zeitliche Teile verstanden, verschieden sind und bereits wegen ihrer begrifflichen Bestimmung verschieden sein müssen. Es kann sich in solch einem Fall lediglich um eine Identität in einem übertragenen Sinn handeln, und zwar um eine Art Kontinuität in der zeitlichen Folge der Teile. Diese Art von „Identität“ von zeitlichen Teilen läßt Intensitätsgrade zu. Je entfernter die Teile und je größer die Unterschiede in den Eigenschaften, um so schwächer die „Identität“.

Diachrone Identitätsaussagen müssen nicht notwendig in dieser Weise verstanden werden. Wenn die in ihnen vorkommenden referentiellen Terme so gedeutet werden, daß sie sich auf ihre Referenzobjekte in ihrer ganzen zeitlichen Einheit beziehen, kann sogar das Leibnizsche Prinzip für die Bestimmung ihrer Wahr-

heitswerte herangezogen werden: Wenn die Referenzgegenstände so verstanden werden, können sie sich in ihren Eigenschaften decken. Wenn die Identitätsaussagen wahr sind, decken sich nämlich die Gegenstände auch in ihren Geschichten. Vom erwachsenen Peter wird zwar nicht verlangt, daß er als Erwachsener dieselben Eigenschaften hat, die der kleine Peter hatte, wohl aber daß er zu jedem Zeitpunkt seiner Geschichte mit dem Peter ganz gleich ist, auf den referiert wird, wenn vom kleinen Peter die Rede ist.⁶

Zeitliche Dauer und monistische Ontologien

Vor dem Hintergrund monistischer Ontologien gibt es letztlich lediglich eine Kategorie von Existierendem. Sie heißen demnach auch „one-category-ontologies“. In empiristischen Ontologien sind das zumeist Sinnesdaten oder sonstwie empirisch Gegebenes und in realistischen Ontologien zumeist realisierte Universalien, heute z. T. auch „tropes“ genannt. Universalien sind – so haben wir bereits gesehen – allgemein. Was wirklich und im Sinne einer realistischen Wissenschaftstheorie aktual ist und wirkt, sind aber ihre in Raum und Zeit lokalisierbaren Realisierungen wie die Farbe einer ganz bestimmten Erbse, die Temperatur dieses Drahtes, die Härte jener Glocke.

Die Vorkommnisse der erwähnten Universalien sind lokalisierbar, sie können aber ihren Platz mit vielen anderen teilen. Die Anhänger der sog. „Tropes-Ontologie“ nennen sie daher auch „abstract particulars“ im Unterschied zu den materiellen particulars, von denen zunächst nicht angenommen wird, daß sie ihren Platz im Raum-Zeit-Gefüge mit anderen materiellen particulars teilen können, und die in diesem Sinn als konkret gelten. Die konkreten particulars haben ein Monopol für ihren Platz im Raum-Zeit-Gefüge, nicht aber die abstrakten. Es können nicht zwei verschiedene Erbsen am selben Platz vorkommen, wohl aber sehr viele verschiedene tropes, all die tropes ein und derselben Erbse. Obwohl die tropes als im angedeuteten Sinn abstrakte particulars gelten, wirken sie: Wenn du dir mit einem heißen Draht die Hand verbrennst, so ist es nicht die Hitze im allgemeinen, sondern jene des ganz bestimmten Drahtes, die Hitze dieses Drahtes hier, mit der du dich verbrennst.

Die Anhänger der Ontologie der tropes neigen dazu, sie nicht nur als eine grundlegende und nicht weiter reduzierbare Kategorie zu verstehen, sondern sie als die einzige Kategorie hinzustellen. Jede reale Situation bestehe lediglich in der Anwesenheit (presence) eines oder mehrerer tropes. Eine derartige „one-category-ontology“ ist nichts Neues. Sie stellt das realistische Gegenstück zu den empiristischen Ontologien dar, in denen es lediglich Sinnesdaten gibt, aus denen alles übrige konstruiert werden muß. Die nun folgende Abhandlung über Probleme der Tropes-Ontologie kann als beispielhaft für analoge Schwierigkeiten aller anderen monistischen Ontologien angesehen werden.

⁶ B. A. Brody, *Identity and Essence* (Princeton 1980) 21 ff.

Unsere alltäglichen Dinge, mit denen wir es in unserer Lebenswelt zu tun haben, sind Komplexe von zusammenhängenden tropes. Wir müßten somit zumindest prinzipiell in der Lage sein, sie als Komplexe grundlegender tropes zu analysieren oder im Geiste zu zerlegen. Es gibt aber unzählige Weisen, das, was in unserer Welt hart, zusammengepreßt, warm, magnetisch, farbig usw. ist, in tropes zu zerlegen. Besonders groß sind zudem die Probleme der Identifizierung der einzelnen tropes. Wann hört ein trope auf und wann beginnt ein anderes? Sollen die tropes so identifiziert werden können, daß sie zählbar sind, so müssen nicht nur ihre räumlichen Identitätsbedingungen, sondern auch ihre zeitlichen zumindest ansatzweise klar sein. So wie die tropes eine minimale räumliche Ausdehnung haben, so müssen sie zumindest eine gewisse Zeit fort dauern oder persistieren. Um real zu sein und kausal wirken zu können, müssen die tropes eine gewisse Dauer in der Zeit haben. Wie groß soll aber diese Dauer sein? Wie soll sie erklärt werden? Die Frage nach der Fortdauer in der Zeit taucht also auch in jenen Ontologien auf, die von ihren Vertretern als so einfach und grundlegend wie möglich konzipiert werden.⁷

Noch schwieriger wird die Lage, wenn wir einen dynamischen Kontext berücksichtigen: Denken wir an eine Eisenstange, die durch Erwärmung zu expandieren beginnt. Handelt es sich hier um ein oder mehrere tropes, welche zu expandieren beginnen, oder werden die einen durch die anderen ersetzt? Im Unterschied zu kontinuierlichen oder graduellen *Änderungen* scheinen die abrupten leichter faßbar oder erklärbar zu sein. In einer abrupten Änderung werden tropes durch andere ersetzt. Aber wie geht die Ersetzung vor sich, was geschieht mit den ersetzten und woher kommen die neuen? Es scheint keine echten und klaren Grenzen zu geben zwischen einzelnen tropes, und somit auch keine klaren Identitätsbedingungen für sie.

Der klassische Ausweg, der sich nahelegt, ist die Postulierung von grundlegenden Entitäten, die weder räumliche noch zeitliche Teile aufweisen. Die so postulierten Entitäten müssen nicht objektartig sein: Warum sollten wir sie nicht als ereignisartig im Sinne von Russells „Analysis of Matter“⁸ deuten? Warum sollten die letzten Bestandteile der Wirklichkeit statt objektartig nicht ereignishaft deutbar sein? Jedes trope wäre demnach ein Ereignis, welches eine ganz kleine Region im Raum-Zeit-Gefüge einnimmt und daher keine Teile haben könnte, die ihrerseits tropes desselben Typs wären.⁹

In einer derartigen Ereignisontologie wären aber das Problem der Einheit der gängigen Objekte unserer Umwelt, ferner das der Kohäsion der Ereignisse, aus denen sie bestehen, und jenes der Raum-Zeit selbst ungelöst. Die üblichen soliden Dinge unserer Welt weisen nämlich eine räumliche und zeitliche Kohäsion auf, die erklärt werden will. Warum ergeben bestimmte Ansammlungen von Ereignissen solide Gegenstände und andere nicht? Worin besteht die innere Kraft,

⁷ Vgl. K. Campbell, *Abstract Particulars* (Oxford 1990).

⁸ B. Russell, *Analysis of Matter* (London 1927).

⁹ K. Campbell, *Abstract Particulars* (Oxford 1990) 142 ff.

die sie zusammenhält? Die Zusammenhängskräfte scheinen in zahllosen Fällen über augenblickliche Phasen oder einzelne Teile hinauszureichen und über längere Zeitspannen hinweg zu wirken. Unter dieser Rücksicht tauchen die Probleme der Änderung in der Zeit wieder auf. Die Raum-Zeit selbst kann ebenfalls nicht aus gleichsam punktförmigen Ereignissen oder ihren Platzhaltern konstituiert werden. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich ferner aus dem in der Zeit expandierenden Raum. Wie soll der Vorgang der Expansion oder der Kreation neuer, zusätzlicher Ereignisse erklärt werden können, wenn es zwischen einem Zeitpunkt und den darauf folgenden Zeitpunkten überhaupt nichts Fortdauerndes oder Persistierendes geben sollte?¹⁰

Für uns ist an dieser Stelle die Beobachtung relevant, daß die Fortdauer oder die Persistenz in der Zeit auch für einfache Ontologien, selbst wenn sie alles auf ereignishaft Entitäten oder auf sonstwie geartete tropes zu reduzieren versuchen, ein grundlegendes Problem bleibt. Selbst wenn angenommen wird, daß die Festlegung der zeitlichen Abgrenzungen Sache der Konvention sei, kann gefragt werden, wovon im Vorgang der Abgrenzung ausgegangen wird. Sind es nicht die in der Zeit persistierenden Dinge, die konventionell in kleinere Einheiten zerlegt oder analysiert werden? Auf diese Dinge mögen wir uns zwar lediglich aufgrund einiger herausragender tropes beziehen und sie auch nur durch eine Kombination von zeitlich begrenzten tropes identifizieren können; Bezug nehmen wollen wir aber auf mehr, auf gesamte Komplexe von tropes in ihrer strukturellen Verwobenheit und zeitlichen Persistenz. Durch die referentiellen Akte wird auf alle Fälle auf in der Zeit Fortdauerndes Bezug genommen – unabhängig davon, wie dieses ontologisch erklärt oder eingeordnet wird.

Die Tropes-Ontologie bietet gewisse Vorteile für die Deutung der Prädikation: In den normalen alltäglichen singulären Prädikationen beziehen wir uns auf einen ganzen Tropeskomplex und behaupten, daß das trope, welches durch den Prädikatausdruck angegeben wird, ein Teil dieses Komplexes ist. Nach Campbell können auch die generellen und die partikulären Prädikationen dementsprechend gedeutet werden. Worauf sich ihre Prädikatausdrücke beziehen, sind in seiner Deutung entweder selbst Komplexe von tropes (z.B. im Fall von Prädikatausdrücken für natürliche Arten) oder Mengen (im Fall von Adjektiva) oder auch Sequenzen, zeitliche Abfolgen von tropes (im Fall von Verben).¹¹

Hier kann nicht auf die komplexen Fragen nach der Beziehung der Teilidentität und der ihr entsprechenden schwächeren der Teilähnlichkeit eingegangen werden. Ausgeklammert werden müssen ferner die Fragen, die sich aus den problematischen Redeweisen einer Beziehung zwischen Prädikatausdrücken und Komplexen, Mengen oder Folgen von tropes ergeben. Seit Frege ist allgemein anerkannt, daß die Beziehung zwischen einem Prädikatausdruck und der entsprechenden – wie auch immer gearteten – Entität im Bereich der Wirklichkeit nicht wie die Referenzbeziehung zwischen einem Subjektausdruck und einem Indivi-

¹⁰ Vgl. ebd. 14.

¹¹ Ebd. 41f.

duum bzw. mehreren Individuen geudeut werden kann. Hier soll lediglich hervorgehoben werden, daß das Problem der zeitlichen Fortdauer spätestens bei der Deutung von Prädikationen auftaucht, in denen lediglich Zeitwörter in Prädikationsposition vorkommen.

Für die Sinnhaftigkeit vieler alltäglicher Prädikationen wird die Fortdauer in der Zeit zudem bereits aus ganz anderen Gründen vorausgesetzt. Die sinnvolle Verwendung bestimmter Prädikate setzt aufgrund ihrer Bedeutung eine Geschichte, Vergangenheit oder Zukunft jener Dinge voraus, von denen sie ausgesagt werden. Es gibt nämlich verschiedene Prädikate, die „past- or future-reflecting predicates“ sind, um Chisholms Terminologie zu verwenden, wie „Witwe“ bzw. „Präsidentschaftskandidat“. Von einer Frau kann nur dann sinnvollerweise ausgesagt werden, daß sie Witwe ist, wenn sie verheiratet war und es jetzt aufgrund des Todes des Partners nicht mehr ist. Ob das Prädikat sinnvoll aussagbar ist, hängt also nicht nur vom augenblicklichen Zustand des Individuums, sondern auch von seiner Vergangenheit ab. Von einem Menschen auszusagen, daß er Präsidentschaftskandidat ist, setzt hingegen voraus, daß er eine Zukunft haben wird und daß er bereit ist, in der Zukunft das Amt zu übernehmen. Von verschiedenen Individuen wird vorausgesetzt, daß sie bestimmte Fähigkeiten und Möglichkeiten haben, die sich nicht nur aus ihrer Vergangenheit ergeben, sondern auch die Zukunft betreffen, und daß sie fähig sind, auch radikale Änderungen in ihren Teilen zu überleben.

„Perdurance“ und „Endurance“

Das Fortbestehen in der Zeit von Gegenständen wird allgemein auch als „Persistieren“ bezeichnet. Mit dem Ausdruck „Persistenz“ ist noch keine ausgesprochen ontologische Deutung des Phänomens der Dauer in der Zeit oder des Fortbestehens gekoppelt. Wie wir bereits eingangs angedeutet haben, unterscheiden sich die Deutungen der Persistenz in bezug auf die Phasen oder zeitlichen Teile eines Gegenstandes. Von einer philosophischen Partei wird angenommen, daß zu jeweils einem bestimmten Zeitpunkt der ganze Gegenstand, der in der Zeit fort-dauert, anwesend ist. In meinem Bezug auf einzelne Phasen ist immer auch der ganze Gegenstand gemeint. Von der anderen Partei wird angenommen, daß wir von jedem Gegenstand nur einen zeitlichen Teil als anwesend betrachten können, daß wir, wenn wir auf Gegenstände referieren, zunächst Teile meinen, die unabhängig vom Ganzen echte Referenzobjekte sind. Diese zweite Position wird allgemein für Ereignisse akzeptiert, ist aber für in der Zeit fort-dauernde Dinge umstritten. Wenn zeitliche Teile von Ereignissen problemlos angenommen werden, so deshalb, weil zu den verschiedenen Zeitpunkten der Dauer eines Ereignisses jeweils nicht das ganze Ereignis anwesend ist, sondern immer nur ein Ausschnitt davon, entweder der Anfang, die Mitte oder sonst irgendein relativ kurzer Abschnitt.

Die aktuelle Diskussion über die ontologische Deutung der Persistenz greift

teilweise auf den Standpunkt und die Terminologie D. Lewis'¹² zurück. Daher soll zunächst auf seinen Standpunkt eingegangen werden. Daß ein Ding persistiert, heißt zunächst in einem neutralen Sinn lediglich, daß es zu verschiedenen Zeitpunkten existiert, daß es also nicht nur eine augenblickliche Existenz hat. Daß es im Sinne von „*perdure*“ persistiert, heißt aber, daß es zu verschiedenen Zeiten verschiedene zeitliche Teile hat, so daß ein und derselbe Teil niemals zu mehreren verschiedenen Zeitpunkten existiert; daß hingegen ein Ding im Sinne von „*endure*“ persistiert, heißt, daß es zu mehr als einem Zeitpunkt ganz anwesend ist oder anwesend sein kann. Die „*endurance*“ in der Zeit kennt also Gemeinsames zu verschiedenen Zeitpunkten in dem Sinn, daß zu diesen Zeitpunkten jeweils das ganze Ding anwesend ist, die „*perdurance*“ hingegen nicht.¹³

Ein gewichtiger Grund für die „*perdurance*“-Deutung ist das Problem der Prädikation von untereinander inkompatiblen Eigenschaften. Wir sagen nämlich häufig von ein und demselben Individuum aus, daß ihm eine Eigenschaft und dann ihr Kompliment zukommen. Dieses Problem wird auch „Problem der zeitlichen intrinsischen Eigenschaften“ genannt. Wenn ich am Schreibtisch sitze, so habe ich einen gekrümmten Rücken, wenn ich stehe, einen geraden. Mir kommen also die Eigenschaften des Gekrümmt-Seins und Gerade-Seins zu, obwohl sie sich untereinander ausschließen. Wie soll das möglich sein?

Nach Lewis gibt es lediglich drei widerspruchsfreie Antworten auf die Frage, wie ein und demselben Ding im Laufe der Zeit konträre Eigenschaften zukommen können. Anders ausgedrückt, es gibt nach ihm lediglich drei Antworten auf die Frage, wie Aussagen der Form „*a* ist *F* zu *t*₁“ kompatibel sein können mit Aussagen der Form „*a* ist *G* zu *t*₂“, wenn *F* und *G* untereinander inkompatible intrinsische Eigenschaften darstellen:

1) Es gibt gar keine echten intrinsischen Eigenschaften, die einem Individuum lediglich zu bestimmten Zeiten zukommen. Was es gibt, sind relationale Eigenschaften zwischen Individuen und Zeitpunkten. Unabhängig von einem gewissen Zeitpunkt könnte ich gar keinen gekrümmten Rücken haben. Unser Beispiel soll daher die Form erhalten „*a* ist *F*-zu-*t*“, wobei das „*F*-zu-*t*“ gleichsam die Relation des Gekrümmt-Seins zwischen mir und dem Zeitpunkt *t* ausdrücken soll. Alle zeitlich begrenzten Eigenschaften sollen als Relationen weginterpretiert werden zwischen an sich unveränderlichen Individuen und verschiedenen Zeitpunkten. Dieser Standpunkt weicht erheblich von unseren gängigen Einstellungen ab und gibt die Intuition preis, daß das Gekrümmt-Sein eine Eigenschaft und nicht eine Relation ist.

2) Die einzigen intrinsischen Eigenschaften, die ein Ding hat, sind diejenigen,

¹² D. Lewis, *On the Plurality of Worlds* (Oxford 1986) 202 ff.

¹³ Die von Lewis eingeführte Unterscheidung könnte in der verwendeten Terminologie vielleicht neu scheinen, der Sache nach entspricht sie aber der Unterscheidung aus der Semantik der möglichen Welten: Die „*perdurance*“ entspricht der Relation zwischen Individuen in verschiedenen Welten im Sinne der Gegenstück-Theorie, und die „*endurance*“ der Querweltein-Identität, der sogenannten „*trans-world-identity*“.

die ihm im Augenblick zukommen. Was es zu anderen Zeiten hat, ist unreal. Diese radikale Lösung ist unseren gängigen Einstellungen noch entgegengesetzter als die erste.¹⁴ E. J. Lowe deutet die zweite Lösung allerdings so, daß sie wesentlich plausibler wirkt.¹⁵ Unser Beispiel soll nach Lowe zu „*a ist-zu-t F*“ werden, wobei das „Zu-t-Sein“ hervorzuheben ist. Das Zutreffen der Eigenschaft *F* auf das Individuum *a*, welches durch die Prädikation behauptet wird, wird so auf eine ganz bestimmte Zeit *t* relativiert. Diese Deutung qualifiziert die Relation des Zutreffens in einem zeitlichen Sinn, und der Ausdruck „zu *t*“ hat in diesem Zusammenhang eine adverbiale Rolle. Wenn so interpretiert, erhält die zweite Lösung eine gewisse Plausibilität, die ihr in der Deutung von Lewis abgeht.

3) Die Träger der zeitlich verschiedenen intrinsischen Eigenschaften selbst sind verschieden: Sie sind nicht das in der Zeit persistierende Individuum, sondern bestimmte zeitliche Teile davon. Die untereinander inkompatiblen intrinsischen Eigenschaften kommen daher verschiedenen Subjekten zu, so daß die entsprechenden Prädikationen nicht widersprüchlich sind. Persistenz im Sinne von „endurance“ ist daher zugunsten der Persistenz im Sinne von „perdurance“ zu verwerfen. Wir selber dauern in der Zeit fort im Sinne von „perdure“, d. h. wir sind zusammengesetzt aus zeitlichen Teilen, die untereinander verschieden sind und somit auch verschiedene untereinander inkompatible Eigenschaften haben können. Unsere Prädikation wird demnach zu „*a-zu-t ist F*“, wobei das „*a-zu-t*“ hervorgehoben wird. Das Subjekt der Prädikation ist nicht das ganze *a*, sondern lediglich der zeitliche Teil oder Ausschnitt von *a* zu *t*. Lewis und seine Anhänger plädieren für diese Deutung, weil sie in ihren Augen das Problem der Änderung intrinsischer Eigenschaften ein und desselben persistierenden Dinges am besten löst.

Als intrinsisch werden von Lewis diejenigen Eigenschaften bestimmt, die einem Dinge kraft dessen zukommen, wie es selbst ist, unabhängig von seinen Beziehungen zu anderen Dingen oder zu seiner Umwelt. Problematisch an der von Lewis vorgeschlagenen Lösung 3) ist, daß diese intrinsischen Eigenschaften nicht mehr den persistierenden Dingen selbst zukommen, sondern lediglich ihren zeitlichen Teilen. Was im Alltag von einer Person oder von einem persistierenden Ding im allgemeinen ausgesagt wird, soll demnach lediglich elliptisch für das sein, was von den jeweiligen Teilen ausgesagt wird. Dem Persistierenden selbst müßte allerdings zumindest die eine Eigenschaft zukommen, zeitliche Teile zu haben. Warum sollte aber einem persistierenden Ding eine derartige Eigenschaft im Unterschied zu zeitlich indexikalisierten Eigenschaften zukommen können? Die Lösung 3) führt auf alle Fälle zur Leugnung des Standpunktes, nach dem ein Ding Änderungen seiner intrinsischen Eigenschaften in der Zeit überdauert. Wer sie vertritt, widerspricht damit der alltäglichen Intuition, derzufolge ich gestern am Schreibtisch gesessen bin und nicht lediglich ein Teil von mir, der nunmehr nicht mehr gegenwärtig ist.

¹⁴ Lewis, *On the Plurality of Worlds* (Oxford 1986) 204.

¹⁵ E. J. Lowe, *The Problems of Intrinsic Change*, in: *Analysis* 48 (1988) 73.

Lewis' zweite Lösung muß nicht so eng gefaßt werden, wie er selbst sie formuliert, da aus der These, daß die einzigen Eigenschaften, die ein Ding hat, jene sind, die ihm im Augenblick zukommen, nicht gefolgert werden muß, daß es überhaupt kein Persistieren im Sinne von „endure“ gibt. Die Deutung 2) erfordert zwar die zeitliche Indexikalisierung, um widersprüchliches Zuschreiben von Eigenschaften zu vermeiden, sie verlangt aber nicht, daß es überhaupt nicht möglich sei, kontinuierlichen (enduring) Dingen Eigenschaften zuzuschreiben. Die Lösung 2) kann, wenn sie anders gedeutet wird, das Dilemma der widersprüchlichen Zuschreibung von untereinander inkompatiblen Eigenschaften lösen. Wenn die zeitliche Bestimmung oder Indexikalisierung „zu t“ adverbial gedeutet wird, so bestimmt sie weder die Eigenschaft noch den Träger. Die Angabe des Zeitpunktes oder Zeitraumes spezifiziert lediglich dieses „Zukommen“ oder „Haben“ der Eigenschaft, aber nicht sie selbst. Was durch die zeitliche Indexikalisierung relativiert wird, sind nicht die Eigenschaften selbst, sondern der Sachverhalt, daß sie ganz bestimmten Dingen zukommen.¹⁶

Die Annahme, daß Dinge im Sinne von „endure“ persistieren, impliziert nicht, daß es möglich wäre oder sein sollte, das Persistierende an sich zu beschreiben. Wenn wir es beschreiben, so immer aufgrund gewisser Eigenschaften, die ihm zu bestimmten Zeiten zukommen und zu anderen vielleicht nicht. Was in der Zeit fortdauert, ist nicht ein an sich eigenschaftsfreier Träger, sondern das Ding, das zunächst so und dann anders ist. Lösung 3) stellt zwar eine gewisse Lösung bestimmter Probleme dar, birgt aber andere Probleme in sich, die derart schwerwiegend sind, daß die alternative Version der Lösung 2) ihr vorzuziehen ist.

Unabhängig von diesen Überlegungen kann aber auch gefragt werden, weshalb Lösung 3) mit der entsprechenden Postulierung von zeitlichen Teilen für persistierende Dinge überhaupt akzeptabel erscheinen kann und was die Voraussetzungen für ihre scheinbare Annehmbarkeit sind. Eine gewichtige Voraussetzung ist die, daß die Zeit in Analogie zu einer räumlichen Dimension behandelt wird. Das Sprechen von zeitlichen Teilen ist nur vor einem derartigen Hintergrund verständlich.

*Das vier-dimensionale Raum-Zeit-System und die zeitliche Ausdehnung*¹⁷

Die Einführung der vierten Dimension für die Lösung des Problems der zeitlichen Abfolge legte sich besonders aufgrund ihrer erfolgreichen Verwendung in den positiven Wissenschaften nahe. Darstellbar wurde so nicht nur der Zustand der Welt zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern zu verschiedenen Zeitpunkten, selbst für längere Zeitabschnitte. Die Koordinate, die die Darstellung von

¹⁶ Vgl. S. Haslinger, *Endurance and Temporary Intrinsic*, in: *Analysis* 49 (1989) 119f.

¹⁷ Durch Carnaps und Reichenbachs Arbeiten wurde die Darstellung der Wirklichkeit im vierdimensionalen System Minkowskis unter analytischen Philosophen akzeptabel. Vgl. R. Carnap, *Der Logische Aufbau der Welt* (Hamburg 1928); H. Reichenbach, *Space and Time* (New York 1957).

Zeitlichem ermöglicht, ist ganz einfach die vierte Dimension, die zu den drei Dimensionen für die räumliche Darstellung hinzukommt. Besonders plausibel erscheint die sich daraus ergebende These der umfassenden Darstellbarkeit der Wirklichkeit, wenn die damit gekoppelte Ontologie eine atomistische ist: Den einzelnen Partikeln oder atomaren Bestandteilen der Wirklichkeit zu einem bestimmten Zeitpunkt entsprechen im Raum-Zeit-System einzelne Punkte, auch „Weltpunkte“ genannt, und ihren Verläufen in der Zeit einzelne Linien, auch „Weltlinien“ genannt. In solch einem System gibt es weder Vergangenheit noch Zukunft, weil – zumindest prinzipiell – alles im System als gegenwärtig abbildbar erscheint.

Die Frage, ob die zugrundeliegende Ontologie eine Ding- oder Ereignisontologie ist, ist unter der Rücksicht der Darstellbarkeit im Raum-Zeit-System letztlich irrelevant. Sowohl Geschehnisse als auch Objekte unserer Lebenswelt scheinen vor dem Hintergrund eines solchen Systems konstituierbar. Die uns vertrauten Dinge unserer Welt können nämlich als Bündel von Weltlinien, die zum Zeitpunkt der Entstehung des jeweiligen Dinges zusammenkommen und zum Zeitpunkt seiner Auflösung wieder auseinandergehen, dargestellt werden. Die uns vertrauten Geschehnisse sind hingegen als Kreuzungen und Verwicklungen von Weltlinien darstellbar.¹⁸

Die Darstellung der Zeit im Raum-Zeit-System bietet viele Vorteile, sie besagt aber auch die Preisgabe verschiedener alltäglicher Intuitionen. Quine übernimmt das vier-dimensionale System und steht voll zu seinen Konsequenzen. Sobald unsere umgangssprachlichen Aussagen in Aussagen einer normierten Sprache, die das vier-dimensionale System voraussetzt, übersetzt sind, gibt es z. B. keine temporalen Biegungen von Verben mehr: Die kanonische Notation läßt in Entsprechung zu naturwissenschaftlichen Sprachen keine Tempora zu. Die zeitliche Dimension wird nämlich als vierte Dimension im Raum-Zeit-System wie eine räumliche Dimension behandelt. Wenn daher zeitliche Informationen erforderlich sind, so sollen sie wie räumliche Informationen behandelt werden. Die Umgangssprache wird dadurch entstellt, aber – so Quine – den Naturwissenschaftlern ist es keine Neuigkeit mehr, daß die Zeit wie der Raum behandelt werden kann.¹⁹

Quine will mit letzter Konsequenz selbst die „zeitlichen Teile“ von Personen in Analogie zu ihren räumlichen Teilen behandelt wissen: „Aus der Raum-Zeit-Perspektive ist es leichter einzusehen, daß es keinen Grund gibt, weshalb mein erstes und mein fünftes Jahrzehnt – wie verschieden sie auch immer sein mögen – nicht ebenso als Teile desselben Menschen zählen sollen wie mein Kopf und meine Füße.“²⁰ Wir müssen daher auch nicht nach einem in der Zeit unveränderlichen Kern einer Person suchen, um von ihr sagen zu können, sie bliebe dieselbe im Laufe der Zeit. Es braucht ja auch keine Gleichheit des Protoplasmas meines Kopfes und meiner Füße.

¹⁸ Vgl. E. Runggaldier, Carnap's Early Conventionalism (Amsterdam 1984) Kap.V.

¹⁹ W. v. O. Quine, Word and Object (Cambridge/Mass. 1960) § 36.

²⁰ W. v. O. Quine, Wort und Gegenstand (Deutsche Übersetzung [Stuttgart 1980]) 298.

Auch das Paradoxon des Heraklit, der nicht zweimal in denselben Fluß steigen kann, weil sich das Wasser des Flusses stets ändert, kann nach Quine leichter gelöst werden, wenn seine zeitliche „Ausdehnung“ auf die gleiche Ebene gestellt wird wie seine räumliche Ausdehnung. Zu zwei verschiedenen Zeitpunkten in denselben Fluß zu steigen ist wie an zwei verschiedenen Stellen in den Fluß zu steigen. Die *Veränderung des Wassers* (change of substance) des Flusses zwischen zwei verschiedenen Zeitpunkten an einer räumlichen Stelle ist so auf der gleichen Ebene zu behandeln wie die *Verschiedenheit des Wassers* an zwei verschiedenen Stellen zur selben Zeit. Laut Quine steht der eine Sachverhalt der Identität des Flusses ebensowenig entgegen wie der andere.

Voraussetzung für das Verständnis der Rede von zeitlichen Teilen persistierender Dinge ist das vier-dimensionale Raum-Zeit-System. Wenn wir nicht nur von der Abbildung der Wirklichkeit im System sprechen, sondern von dieser selbst und sie vier-dimensional deuten, so können wir von der „Raum-Zeit“ sprechen. In der entsprechenden Ontologie, die zeitliche Teile von Persistierendem annimmt, sind also die persistierenden Dinge nicht nur räumlich, sondern auch *zeitlich ausgedehnt*. Wer für die Persistenz von Dingen im Sinne der „perdurance“ plädiert und somit zeitliche Teile für sie annimmt, betrachtet sie als zeitlich ausgedehnt.

Wenn wir von Descartes aussagen, daß er an einem bestimmten Tag hungrig war, so ist vor dem besprochenen Hintergrund der Raum-Zeit die Frage aktuell: Wovon sagen wir das Hungrig-Sein aus? Die Frage entspricht der bereits behandelten Frage des Subjekts der Prädikation intrinsischer Eigenschaften. Die Antwort des Vertreters der zeitlichen Teile, die der Lösung (3) von Lewis entspricht, müßte lauten: Das Subjekt der Prädikation ist der Teil R' des ganzen vier-dimensionalen Descartes R , der lediglich die zeitliche Ausdehnung des einen Tages hat. Wenn wir aussagen, daß Descartes am darauffolgenden Tag nicht mehr hungrig war, so sagen wir es dementsprechend von einem anderen Subjekt aus, vom Teil R'' , vom zeitlich darauffolgenden Ausschnitt des folgenden Tages. Descartes, von dem wir aussagen, daß er hungrig war, ist somit nicht identisch mit dem Descartes, von dem wir aussagen, daß er nicht hungrig war. R' ist nicht identisch mit R'' .

Was wir mit den alltäglichen diachronen Identitätsbehauptungen meinen, muß demnach anders interpretiert werden. Konsequenterweise meinen – wie bereits angedeutet – verschiedene Autoren²¹ eine schwächere Relation als die eigentliche Identität, wenn sie von der Identität durch die Zeit von Persistierendem, auch von Personen sprechen. Diese diachrone Identitätsbeziehung ist nicht zu verwechseln mit der uns bekannten Identitätsbeziehung, da sie letztlich lediglich einer Kontinuitätsbeziehung zeitlicher Teile von Gegenständen entspricht. Von Descartes als R' zu sagen, er sei identisch mit Descartes als R'' , könne lediglich heißen, daß die zwei zeitlichen Teile R' und R'' in einer gewissen Kontinuitäts-

²¹ Vgl. L. Siep (Hg.), *Identität der Person* (Stuttgart 1983); D. Parfit, *Reasons and Persons* (Oxford 1984).

beziehung zueinander stehen. Personen werden demnach konsequent als „maximale Aggregate“²² von zeitlichen Teilen definiert, die in gewissen genauer zu bestimmenden Kontinuitätsbeziehungen zueinander stehen.

Wenn jemand die Sinnhaftigkeit des Sprechens von zeitlichen Ausdehnungen teilt, muß er aber nicht zu der beschriebenen radikalen Lösung stehen. Er könnte die angegebenen Prädikationen auch so deuten, daß in beiden Fällen auf R, den ganzen Descartes, Bezug genommen und von diesem Descartes gesagt wird, daß er in einer seiner zeitlichen Phasen hungrig ist und in einer anderen satt. Hier soll allerdings die These vertreten werden, daß die plausibelste Lösung die ist, die das Sprechen von zeitlichen Ausdehnungen zwar für Geschehnisse zuläßt, aber es für persistierende Dinge als problematisch ansieht. Die Annahme, daß Geschehnisse zeitlich ausgedehnt sind, spiegelt die alltäglich äußerst plausible Einstellung wider, nach der Geschehnisse zeitliche Anfangsstadien, mittlere Abschnitte oder Höhepunkte und auch ausklingende oder abschließende Teile haben. Bei den Geschehnissen wäre es aber problematisch, in Analogie zur zeitlichen Ausdehnung auch von einer räumlichen zu sprechen. Sind ein Autounfall oder eine Symphonieaufführung räumlich ausgedehnt? In einem gewissen Verständnis vielleicht schon, insofern die an den Geschehnissen beteiligten Personen und Gegenstände räumlich ausgedehnt sind. Wie sollten aber die Geschehnisse selbst im strikten Sinn des Wortes räumlich ausgedehnt sein?

In einem gewissen Sinn sind sicher auch die in der Zeit persistierenden Gegenstände zeitlich ausgedehnt. Wir können nämlich problemlos fragen, wann ein Ding zu existieren anfängt, wie lange und unter welchen Bedingungen es existiert oder existieren kann, und wann es zu existieren aufhört. In den romanischen Sprachen wird sogar von Personen gefragt, wie viele Jahre sie haben. In diesem Sinne dauern auch die zeitlich persistierenden Dinge, umgangssprachlich ist es aber unüblich, von Dingen zu fragen, wie lange sie dauern. Zumindest im Deutschen tun wir uns schwer, derartige Fragen zu stellen. Die zeitliche Dauer im Sinne der zeitlichen Ausdehnung sagen wir direkt lediglich von Geschehnissen und Ereignissen aus und nicht von Dingen selbst.

Standerdeinwände gegen die These, daß die kontinuierlichen Dinge im Unterschied zu den Ereignissen zeitlich nicht ausgedehnt sind, und somit gegen die Lösung, daß R' und R'' ganz einfach von Descartes statt von zwei verschiedenen zeitlichen Teilen eingenommen wird, setzen zumeist die *Analogie* zwischen räumlicher und zeitlicher Ausdehnung voraus. Das Argument z. B., daß das, was genau eine Region der Raum-Zeit ausfüllt, nicht identisch sein kann mit etwas, das genau eine andere Region ausfüllt, ist lediglich dann plausibel, wenn die zeitliche Dimension genau wie eine räumliche betrachtet wird. Die Ausweitung oder Extrapolation des rein räumlichen Prinzips, wonach das, was genau eine bestimmte Region des Raumes ausfüllt, nicht identisch sein kann mit etwas, das genau eine davon verschiedene Region ausfüllt, müßte erst begründet werden. Wenn nicht genauer präzisiert wird, welche Rolle die vierte Dimension in der

²² D. Lewis, Überleben und Identität, in: L. Siep (Hg.), Identität der Person (Stuttgart 1983) 88.

Raum-Zeit zu spielen hat, können wir mit Peter van Inwagen die Feststellung in Frage stellen, daß R' und R'' nicht denselben Gegenstand als „occupant“ haben können.²³

In der vier-dimensionalen Raum-Zeit hat zwar Descartes eine zeitliche Ausdehnung, und zwar die von 54 Jahren. Das ist aber unsere artifizielle Art, vor dem Hintergrund dieser Konstruktion zu sagen, daß sein Leben 54 Jahre dauerte. Letztere Aussage impliziert nicht die starke These (Lösung 3 von Lewis), daß alle in der Zeit persistierenden Dinge Summen ihrer zeitlichen Teile sind, da aus der Rede von einer bestimmten Dauer (54 Jahre) keineswegs eine Gliederung des ganzen Descartes in zeitliche Teile oder seine Bestimmung als Summe von 54 Teiljahren oder kleineren Einheiten folgt. Sie ist durchaus kompatibel mit der These, daß die Dinge selbst keine zeitliche Ausdehnung im Sinne der vierten Dimension haben.

Argumente gegen die Annahme von zeitlichen Teilen persistierender Dinge

Gegen die These, die in der Zeit persistierenden Dinge seien die Summe ihrer zeitlichen Teile, sprechen zunächst *modale* Überlegungen. Wenn diese Dinge mit der Summe ihrer zeitlichen Teile identisch wären, könnten sie nicht länger oder kürzer existieren, als sie existieren. Ein für die These gravierendes Problem tritt z. B. im Zusammenhang mit kontrafaktischen Annahmen auf. Wenn der ganze Descartes die Summe von 54 „Jahresteilen“ ist, wäre er dann noch derselbe, wenn er länger oder kürzer gelebt hätte? Wie sollte er noch derselbe sein können, wenn er aus 54 Jahresabschnitten bestünde? Wenn wir zeitliche Teile heraussondern, so sind diese weder ausdehnbar noch zusammenziehbar. Wenn sie es nicht sind, so können es auch nicht ihre Summen sein: Unser Descartes wäre für einen Vertreter zeitlicher Teile zeitlich weder ausdehnbar noch komprimierbar, m. a. W., er hätte weder länger noch kürzer leben können. Das widerspricht aber unseren Grundüberzeugungen. Descartes hätte auch in der Mitte seines aktuellen Lebens sterben können. Es hätte somit für den Vertreter der zeitlichen Teile eine Person geben können, die identisch ist mit der zeitlichen ersten Hälfte des aktuellen Descartes. Wie könnte diese aber identisch sein mit dem aktuellen Descartes, wenn sie nur seine Hälfte ist?²⁴

Die Annahme, die Persistenz von Dingen in der Zeit sei in jedem Fall im Sinne der „perdurance“ als Folge von zeitlichen Teilen zu deuten, setzt die Analogie zwischen Raum und Zeit im besprochenen Sinn voraus. Diese Analogie zwischen der räumlichen und der zeitlichen Dimension bricht aber bereits aufgrund ganz anderer Überlegungen zusammen. Ein gewichtiger Unterschied zwischen Raum und Zeit ergibt sich schon daraus, daß wir nicht wählen oder aussuchen können,

²³ P. van Inwagen, *Four Dimensional Objects*, in: *Noûs* 24 (1990) 249.

²⁴ Ebd. 252f.

zu welchem Zeitpunkt wir vorkommen, wohl aber an welchem räumlichen Ort. Wir können sagen, ich war schon einmal hier (im räumlichen Sinn), eine entsprechende Behauptung im zeitlichen Sinn ist aber nicht möglich. Ein und dasselbe Ding kann zu ein und demselben Zeitpunkt nicht an verschiedenen räumlichen Orten vorkommen. Ein und dasselbe Ding kann aber zu verschiedenen Zeiten sehr wohl an ein und demselben räumlichen Ort vorkommen. Schon allein daher kann man die zeitliche Dauer von Dingen ganz allgemein nicht so wie eine räumliche Ausdehnung behandeln.

Die Zeit hat etwas Unausweichliches an sich, das der Raum nicht kennt. In der zeitlichen Dimension gibt es kein Zurück wie in den räumlichen Dimensionen. Keiner von uns kann umhin, ständig die vorgegebenen, in der Zeit sich ablösenden Perspektiven einzunehmen. Eine derartige Unausweichlichkeit gibt es in den räumlichen Dimensionen nicht.²⁵ Auf allen möglichen Raum-Zeit-Wegen, die eine Person gehen kann, ist die Ordnung der Abfolge der zeitlichen Positionen dieselbe, jene der räumlichen Positionen hingegen variabel. Die Rede des Bleibens an ein und demselben Ort ist sinnvoll, nicht aber jene des Bleibens oder Verweilens an ein und derselben Zeitstelle. Man spricht folglich von einer Multidimensionalität des Raumes und einer Monodimensionalität der Zeit.

Auch Chisholm bemüht sich aufzuzeigen, daß die üblicherweise vorgebrachten Gründe für eine vier-dimensionale Raum-Zeit-Ontologie nicht überzeugend sind.²⁶ Ausschlaggebend dafür ist, daß sich Raum und Zeit in grundlegenden Rücksichten unterscheiden und daß somit die räumliche Analogie der Zeit – wenn unkritisch angewendet – letztlich nicht stichhaltig ist.

Wann immer wir in der Zeit kontinuierliche, persistierende Dinge wie Summen von zeitlichen Teilen zu deuten und behandeln versuchen, brauchen wir zudem *Kriterien*, um aus den zeitlichen Teilen das kontinuierliche Ganze konstruieren zu können. Nicht jede beliebige Summe oder Aneinanderreihung von Flußteilen z. B. ergibt nämlich einen Fluß im Sinne der Umgangssprache. Wir müssen wissen, welche Bedingungen eine Summe von zeitlichen Flußteilen zu erfüllen hat, um als ganzer Fluß fungieren zu können. Die Angabe derartiger Kriterien oder Bedingungen scheint aber ihrerseits in der Zeit kontinuierliche Dinge vorauszusetzen wie menschliche Beobachter, ein Flußbett usw. Wir dürften letztlich nicht ohne Ausdrücke auskommen wie „...ist Teil desselben Flusses wie...“, so daß wir aus dem Zirkel des Sprechens von in der Zeit kontinuierlichen Dingen im Sinne des „endure“ nicht ganz ausbrechen können.

Die Behandlung von persistierenden Dingen als in der Zeit ausgedehnt und aus zeitlichen Teilen bestehend, gleicht diese Dinge den Geschehnissen und Ereignissen an. Sie werden vor dem Hintergrund einer derartigen Behandlung letztlich wie Geschehnisse betrachtet. Eine dieser Behandlung entsprechende Ontologie wird daher danach trachten, persistierende Gegenstände auf Geschehnisse zu re-

²⁵ E. J. Lowe, *The Indexical Fallacy in McTaggart's Proof of the Unreality of Time*, in: *Mind* 96 (1987) 68.

²⁶ R. M. Chisholm, *Parts as Essential to their Wholes*, in: *Review of Metaphysics* 26 (1972) 581–603.

duzieren und letztlich zu einer sogenannten *Prozeßontologie* zu werden. Gegen den Entwurf derartiger Ontologien und gegen die dafür erforderlichen Voraussetzungen bringt besonders Simons schwerwiegende Einwände vor.²⁷

Die Eliminierung von kontinuierlichen Gegenständen könnte erst dann – so Simons – als erfolgreich abgeschlossen und vollzogen gelten, wenn eine reine Prozeßontologie auch in einer entsprechend reinen Sprache ausgedrückt werden kann, wenn es m. a. W. möglich geworden ist, ohne referentielle Terme oder Mittel, die sich auf zeitlich Kontinuierliches beziehen, auszukommen. Nicht nur alle singulären und allgemeinen Terme, die sich auf Kontinuierliches beziehen, müssen ersetzt werden können, sondern auch alle Prädikate und Funktoren, die als Argumentausdrücke solche annehmen, die Kontinuierliches als ihre Referenzobjekte haben. Die Vertreter einer reinen Prozeßontologie operieren aber anscheinend mit einer Art Doppelsprache, die unter dieser Rücksicht nicht ganz rein ist. Es ist irreführend (cheating) – so Simons –, von Peter-Abschnitten oder von Katzen-Abläufen usw. zu sprechen, da diese Rede ja schon Kontinuierliches voraussetzt. Ohne diese Voraussetzung, die sich in den angegebenen Formulierungen bemerkbar macht, wäre sie gar nicht verständlich.

Wenn scheinbar mit Erfolg über Gegenstände einer Prozeßontologie gesprochen wird, so ist das nach Simons z. T. auf das miteinfließende Verständnis der normalen Ontologie mit in der Zeit kontinuierlichen Gegenständen zurückzuführen. Wenn auch Wissenschaftler auf ihrem Forschungssektor ohne *continuants*, d. h. ohne in der Zeit fortdauernde Dinge auskommen, so greifen sie dennoch auf ihre und unsere Alltagsontologie zurück, sobald sie von ihren Büchern, Forschungsapparaten und Kollegen sprechen. Um in der alternativen Ontologie erfolgreich zu sein, müßten all diese Redeweisen zumindest prinzipiell ersetzbar sein.

Ein Begriff, der in unserem Alltag eine wichtige Rolle spielt, ist der der *Änderung*. Änderungen können wir aber nur von in der Zeit kontinuierlichen Dingen aussagen. Änderung in der Zeit besagt nämlich rein intuitiv, daß ein und derselbe kontinuierliche Gegenstand zunächst eine oder mehrere Eigenschaften hat, die er dann verliert und dafür andere annimmt. Ereignisse können sich in diesem Sinn nicht ändern. Eigenschaften kommen nämlich Ereignissen nur relativ zu ihren Teilen zu. Gerade darin unterscheiden sich Ereignisse von kontinuierlichen Dingen. Von einer Symphonieaufführung z. B. können wir zwar aussagen, daß sie am Anfang gut und am Ende schlecht war, damit sagen wir aber nicht aus, daß sich der Ablauf oder das Geschehnis der Aufführung selber geändert hätte, sondern lediglich, daß er am Ende anders war als am Anfang. Wenn die in der Zeit kontinuierlichen Dinge eliminiert werden, so müßten es auch die meisten Abläufe, nämlich all die Änderungen, die nur als Änderungen von kontinuierlichen Dingen faßbar sind. In der vier-dimensionalen Ontologie gibt es zwar zeitlose Variation, aber keine Änderung.

²⁷ Vgl. P. Simons, *Parts* (Oxford 1987) 121–127.

Unmöglichkeit einer Sprache ohne Terme für zeitlich Kontinuierliches

Könnten die bisherigen Überlegungen nicht unter einem zu starken Einfluß unserer unkritisch angenommenen Alltagssprache leiden? Könnten wir nicht Opfer der unkritisch angenommenen und von der Alltagssprache vorausgesetzten Ontologie sein? Haben wir genügend Gründe, derartige Verdachtsmomente zurückzuweisen? Da für die klassischen Sprachanalytiker Ontologie letztlich eine gewisse Art Projektion sprachlicher Einteilungsprinzipien auf die Wirklichkeit ist, wollen wir nochmals auf rein sprachliche Überlegungen zurückgreifen und uns – trotz Simons' Bemerkungen – fragen, ob vielleicht doch eine Sprache denkbar wäre, in der Menschen lediglich auf augenblickliche Dinge oder sehr kurze zeitliche Teile von Gegenständen Bezug nehmen, in der es also keine Terme für in der Zeit kontinuierliche Dinge, auch „continuants“ genannt, gibt. Wir fragen nach der Möglichkeit einer alternativen Sprache, in der Aussagen gemacht werden können, durch die all das ausdrückbar ist, was auch in unseren Alltagssprachen behauptet und geäußert werden kann. Wir fragen uns also, ob es denkbar ist, ohne auf in der Zeit Kontinuierliches Bezug zu nehmen, all das auszudrücken, was wir in der Alltagssprache gemeinhin sagen.

Für jede alltägliche Aussage über die Geschichte oder Laufbahn eines uns vertrauten Objekts müßte es in M, so wollen wir unsere neue Sprache nennen, irgendwelche damit äquivalente Aussagen geben, durch die über die Folgen gewisser sehr kurzer zeitlicher Teile die Rede ist. Die Idee der Identität oder „endurance“ in der Zeit der uns vertrauten Dinge müßte durch die Idee der kontinuierlichen Folge von untereinander ähnlichen augenblicklichen Dingen oder Dingteilen ersetzt werden. Wenn wir allerdings weiterhin von zeitlichen Auto-Teilen oder Baum-Teilen sprechen, so setzen wir bereits unsere gängige Idee eines in der Zeit kontinuierlichen Autos bzw. Baumes voraus. Um diese Voraussetzung zu vermeiden, soll in M lediglich von augenblicklichen Autos bzw. augenblicklichen Bäumen die Rede sein. Einem normalen Auto entspräche somit in M eine Folge von untereinander ähnlichen augenblicklichen (momentary) Autos.

Da aber die Ähnlichkeitsrelation unter verschiedenen Gesichtspunkten gesehen werden kann, gibt es in M die Möglichkeit, ganz eigenartige und alternative Folgen von Dingen zu konstruieren. E. Hirsch erwähnt mehrere Gedankenexperimente, in denen unser gängiges *Identitätsschema* von durch die Zeit kontinuierlichen oder persistierenden Dingen nicht gilt. Statt von Autos, Büchern und Äpfeln in unserem Alltagssinn, könnte man z. B. von In- und Aus-Autos, In- und Aus-Büchern und In- und Aus-Äpfeln sprechen.²⁸ Die In-Autos wären Folgen von augenblicklichen Autos in der Garage, und die Aus-Autos Folgen von solchen außerhalb. Wenn somit jemand mit seinem Wagen in unserem Sinn aus der Garage fährt, hört sein In-Auto auf zu existieren, dafür entsteht aber wieder sein Aus-Auto. Da M mit keinem vorgegebenen Identitätsschema gekoppelt ist und da M keine Ontologie kontinuierlicher Dinge voraussetzt, wäre es eben denkbar,

²⁸ E. Hirsch, *The Concept of Identity* (Oxford 1982) 152.

in M derartige alternative Folgen von augenblicklichen Dingen zu bilden. Die prinzipielle Möglichkeit derartiger alternativer Bildungen mit entsprechenden Querverbindungen zwischen augenblicklichen Dingen wird auch von Quine betont. Unser alltägliches Identitätsschema wird uns – nach Quine²⁹ – von keinen empirischen Daten aufgezwungen und kann – zumindest prinzipiell – durch andere Schemata ersetzt werden.

Wie bereits gesehen, neigen speziell Phänomenalisten oder Empiristen im klassischen Sinn zu dieser Ansicht, da für sie die grundlegenden ontologischen Bestandteile augenblickliche Sinnesdaten sind, aus denen unsere Erkenntniswelt konstruiert oder konstituiert wird. Anstelle von Sinnesdaten können aber auch objektive augenblickliche Dinge der physikalischen Welt treten, die nur einen Augenblick existieren und gleich verschwinden, um von den anderen, die ihnen folgen, ersetzt zu werden. Derartige Überlegungen sind uns bereits im Kontext der realistischen Tropes-Ontologie begegnet.

Eine Sprache wie M scheint in der Tat keine *continuants*, d. h. keine Dinge zu postulieren, die in der Zeit fort dauern. Die Bildung von Folgen aus einzelnen augenblicklichen Dingen würde klarerweise verschiedenen praktischen Gesichtspunkten unterliegen. Ein derartiges praktisches Kriterium wäre z. B. jenes der raum-zeitlichen und qualitativen Kontinuität, so daß in der Bildung von Folgen Sprünge, Lücken und, so weit wie möglich, abrupte Änderungen vermieden werden. Derartige praktische Kriterien müssen aber nicht zur Anwendung kommen. Warum sollten Menschen immer für die praktisch einfachsten Lösungen plädieren? Eine Sprache wie M wäre auf alle Fälle – gerade weil sie von vornherein kein fixes Identitätsschema voraussetzt – äußerst permissiv in der Bildung von Dingen, deren Identität in der Zeit klarerweise nicht im Sinne der „*endurance*“ zu deuten wäre, sondern als zeitliche Folge von augenblicklichen Dingen, die aufgrund von bestimmten Regeln und Kontinuitätskriterien wie z. B. der Ähnlichkeit aneinandergereiht würden.

Hirsch meint, es sei äußerst schwierig, Gründe gegen die These zu finden, daß eine alternative Sprache wie M auch ohne Verlust des theoretischen Gehalts unserer alltäglichen Aussagen und ohne praktisch unbewältigbare Komplikationen möglich sei. Wie soll *a priori* nachgewiesen werden können, daß es notgedrungen einen Informationsverlust in der Übersetzung aus unseren üblichen Sprachen in M gibt? Daß wir in M, in der z. B. von In- und Aus-Autos die Rede ist, nicht mehr über unsere normalen, in unserem Sinn persistierenden, Autos sprechen, ist trivialerweise klar, aber kein Nachweis, daß wir die Inhalte, die wir über die normalen Autos aussagen, nicht auch über die alternativen Autos aussagen könnten, die entweder immer dann zu existieren aufhören, wenn sie die Garage verlassen, bzw. zu existieren aufhören, wenn sie in die Garage fahren. Hirsch vertritt die Ansicht, es könne nicht von vornherein nachgewiesen werden, daß Sprachen mit völlig alternativen Identitätskriterien für die Bildung von Folgen augenblicklicher

²⁹ Siehe die Problematik der Übersetzung aus radikal fremden Sprachen und das Beispiel der „alternativen Hasen“ (Gavagais), in: W. v. O. Quine, *Word and Object* (Cambridge/Mass. 1960) § 7f.

Dinge zu logischen Inkonsistenzen oder Inkohärenzen führen würden. Die Bekundung, Menschen könnten mit von unseren Sprachen stark abweichenden Sprachen wie M die Welt nicht mehr korrekt darstellen, sei schwer verständlich³⁰ – sie setze voraus, daß es ein uns vorgegebenes Identitätsschema gibt. Aber genau diese Voraussetzung wird von M nicht gemacht. Hier werden anstelle eines fixen Schemas konventionelle Regeln angewendet, die die Rede von der Aneinanderreihung von einzelnen augenblicklichen Dingen als zeitliche Folge sinnvoll erscheinen lassen. Es ist nicht vorstellbar, wie nachgewiesen werden könnte, daß die systematische und konsequente Ablehnung der Persistenz im Sinne von „endurance“ zu einem theoretischen Verlust in der Beschreibung der Welt führen sollte.

Die hier geschilderte Position ist und bleibt aber die konsequente Folge von vier-dimensionalen Ontologien mit der entsprechenden Leugnung des Unterschieds zwischen in der Zeit persistierenden Dingen und Geschehnissen. Vier-dimensionale Ontologien sind zumeist gekoppelt mit dem konventionalistischen Standpunkt der prinzipiellen Möglichkeit, nicht nur in der räumlichen, sondern eben auch in der zeitlichen Dimension radikal alternative Einheiten zu den uns vertrauten zu bilden, da die These der vier-dimensionalen Ontologie bezüglich der zeitlichen Ausdehnung die Auffassung beinhaltet, daß diese als Folge von verschiedenen zeitlichen Teilen zu verstehen ist.

Hirsch selber bezweifelt aber trotz seiner hier geschilderten Position, daß es uns oder unseren Nachfahren tatsächlich möglich wäre, radikal verschiedene zeitliche Folgen von Gegenständen für die Beschreibung der Welt zu verwenden.³¹ Die faktische Verpflichtung unserem gängigen Identitätsschema gegenüber ist für ihn etwas *Grundlegendes* und Primitives, nicht weiter Hinterfragbares. Sie ist in ihrer „primitiveness“ und „non-derivativeness“ nicht auf anderes zurückführbar. Die einzige Begründung, die vor besagtem Hintergrund möglich scheint, ist die, daß wir faktisch so denken und daß es für uns rein psychologisch unvorstellbar und nicht nachvollziehbar erscheint, vom üblichen Identitätsschema abzurücken.

Selbst vor dem Hintergrund einer vier-dimensionalen Ontologie und einer Sprache wie M könnten wir uns aber fragen, was die Auswirkungen für unser Verhalten und für unsere Selbsteinschätzung wären, wenn wir in M auch alternative Folgen von augenblicklichen Personen zuließen. Rein theoretisch müßten nämlich auch alternative Folgen von „augenblicklichen Personen“ möglich sein wie sie zum Teil Hirsch selber relativ zu einer Sprache wie *Contacti* schildert. In einer derartigen Sprache würden die Person-Phasen, die miteinander in Kontakt treten, ausgetauscht werden, so daß die Phase, die relativ zu unserem Identitätsschema zu mir gehört, für die Zeit des Kontaktes der anderen Person zugeordnet und diejenige, die relativ zu unserem Identitätsschema zur anderen Person gehört, für dieselbe Zeit mir zugeordnet wird. Die Regeln in dieser Sprache wären

³⁰ E. Hirsch, *The Concept of Identity* (Oxford 1982) 153.

³¹ Ebd. 163–173.

hauptsächlich für die Verwendung der indexikalischen Ausdrücke „ich“ und „du“ äußerst komplex. Besonders schwierig würde sich die Übersetzung von Aussagen über vergangene Erlebnisse und über Gedächtnisinhalte, die sich auf Zeiten des Kontaktes mit anderen Menschen beziehen, gestalten. Wie sollen Aussagen über meine Gefühle, die ich und sonst niemand in Kontaktsituationen gehabt habe, übersetzt werden? Von den Regeln her müßten die Gefühle der anderen Person zugeschrieben werden. Um konsistent weiter sprechen zu können, müßten folglich viele andere Vorkehrungen getroffen werden. Tröstungen, Vorwürfe oder sonstige Auseinandersetzungen, die Gefühle, Gedanken und Absichten in Kontaktsituationen betreffen, müßten ganz anders beschrieben und eingeordnet werden. Und selbst wenn es uns gelänge, die üblichen Aussagen über uns selbst und unsere vergangenen Erfahrungen, Gedanken und Gefühle in eine konsistente Sprache à la *Contacti* zu übersetzen, bleibt die Frage, ob wir uns da nicht doch von der Überzeugung unserer eigenen Identität durch die Zeit leiten ließen. Selbst wenn ich aufgrund der Regeln von *Contacti* meine Gefühle in einer Kontaktsituation der anderen Person-Phase zuschreiben sollte, wüßte ich, daß ich die Gefühle gehabt habe, weil ich mich daran erinnere, sie gehabt zu haben.

Wenn wir beim weniger anspruchsvollen Gedankenexperiment der In- und Aus-Dinge bleiben, so könnten wir ebenfalls fragen, was die Folgen für unser Selbstverständnis wären, wenn wir von In- und Aus-Personen sprechen sollten. Wir würden dann in Analogie zu den In-Autos jedesmal zu existieren aufhören, wenn wir das Haus verlassen. Aufhören zu existieren, müßte aber in diesem Zusammenhang für uns eine ganz andere Bedeutung haben, da in diesem Fall die Aussicht aufzuhören uns keine Angst einflößen würde. Wir wüßten nämlich, daß wir wieder zu existieren anfangen, sobald wir nach Hause kommen.

Eine weitere Frage nach den Voraussetzungen und Folgen von Sprachen wie *M*, oder ganz allgemein solchen, die keine Terme für Kontinuierliches (*continuants*) enthalten, betrifft die *Vermehrung* der damit gegebenen Entitäten. Rein augenblickliche Dinge oder Personen wie Russell zu *t* sind relativ zu unseren Dingen und Personen neue Entitäten. Augenblickliche Dinge, so haben wir mehrmals gesehen, sind lediglich echte Teile der Alltagsdinge. Was durch die Einführung einer Sprache wie *M* geschieht, ist im Sinne des „ontological commitment“ Quines die Postulierung von neuen Entitäten, die wir im Alltag nicht kennen. Besondere Probleme wirft die Frage auf, was die Eigenarten und die Eigenschaften dieser neuen augenblicklichen Dinge sein sollen. Schlesinger³² meint, daß, wenn Fred von 6.30 bis 8.30 bei seiner Familie zu Gast war, es im Sinne der empiristischen Tradition für sie keinen Unterschied macht, ob sie es mit Fred als *continuant* oder mit Fred als einer zweistündigen Folge von augenblicklichen Freds zu tun hatte. Die Frage bleibt aber dennoch im Raum, ob die zweistündige Folge selber eine Person war. Sie kann keine Person in unserem Sinn gewesen sein, sondern ein kurzer Ausschnitt, eine zeitliche Phase, davon. Die zwei verschiedenen Entitäten mögen zwar durchaus auf die Familie gleich gewirkt haben.

³² Vgl. A. Brennan, *Conditions of Identity* (Oxford 1988) 139f.

Aus der Gleichheit der Wirkung kann aber nicht auf die Identität des Wirkenden geschlossen werden. Sollte die Existenz des Gastes wirklich nur zwei Stunden gedauert haben, so ist es gleichsam unverständlich, weshalb die Gastgeber wirklich eine menschliche Person zu Gast hatten. Ein Grund, weshalb wir Hemmungen haben, einen so kurzlebigen Fred als Person zu betrachten, sind unsere Vorstellungen und Ideen von Personen. Sie sind für uns Wesen, die im Laufe der Zeit sprechen lernen, moralisch zur Verantwortung gezogen werden können, Pläne für die Zukunft machen usw. Vom zweistündigen Fred können wir das nicht annehmen.

Wie sollten wir ferner das Wissen in einer Sprache wie M ausdrücken können, das wir über die zeitliche Entwicklung von Exemplaren natürlicher Arten haben? Wir erkennen im Alltag viele Dinge als F-Dinge, weil wir ein Wissen über die Zusammenhänge zwischen ihren oberflächlichen Eigenschaften und ihrer Entwicklung in ihrem Leben haben.³³ Noch nicht voll entwickelte oder ausgereifte Exemplare natürlicher Arten erkennen wir als Exemplare dieser Arten, weil wir wissen, wie sie sich weiterentwickeln. Ein derartiges Wissen können wir allerdings nur ausdrücken, wenn wir eine Sprache besitzen, in der wir auf sie als continuants Bezug nehmen. Wenn wir Exemplare natürlicher Arten in bestimmten Phasen ihres Lebens als Exemplare einer bestimmten Art identifizieren, so deshalb, weil wir eine zumindest grobe Vorstellung von der Entwicklung der in der Zeit fortdauernden Exemplare der Art haben. In M dürften aber derartige vorgegebene Identitätsschemata keine Rolle spielen.

Die geschilderten praktischen und theoretischen Probleme, die eine Sprache wie M aufwirft, können als weiteres Argument gegen den Versuch verstanden werden, die zeitliche Fortdauer von Dingen in der Welt als Folge von zeitlichen Teilen zu deuten und so auf Grundlegenderes zurückführen zu wollen. Die These, daß alle Gegenstände im Sinne des vier-dimensionalen Raum-Zeit-Systems als zeitlich „ausgedehnt“ zu deuten sind, besitzt zwar eine gewisse anfängliche Plausibilität, erweist sich aber bei genauerer Analyse als nicht haltbar. Was für Ereignisse gilt, daß sie nämlich aus verschiedenen Phasen oder zeitlichen Teilen bestehen und mit ihren Summen identisch sind, trifft nicht gleichermaßen auf die materiellen Dinge oder Personen zu. Wer das dennoch annimmt und eine reine Prozeßontologie vertritt, hat sich den Fragen und Problemen zu stellen, die in diesem Beitrag aufgezählt wurden.

³³ Ebd. 147f.